

CARL GUSTAV JOCHMANN

Die Rückschritte der Poesie

Mit Einleitung und ergänzenden
Quellentexten von C. G. Jochmann,
G. Vico und W. Jones,
Bibliographie und Register
herausgegeben von
ULRICH KRONAUER

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes,
inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar.
Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in
der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind.
Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographi-
sche Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-0540-7
ISBN eBook: 978-3-7873-2588-7

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1982. Alle Rechte vor-
behalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG
ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt
aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

Einleitung. Von Ulrich Kronauer	VII
Carl Gustav Jochmann — Wirkung und Leben ...	IX
Die Rückschritte der Poesie	XIII
Anmerkungen zur Einleitung	XXXII
Literaturverzeichnis	XLI

CARL GUSTAV JOCHMANN

Die Rückschritte der Poesie	1
-----------------------------------	---

ANHANG

Ergänzende Quellentexte	61
I. <i>Carl Gustav Jochmann</i> : Civilisation	61
II. <i>Carl Gustav Jochmann</i> : Dichtung und Wahrheit ..	64
III. <i>Carl Gustav Jochmann</i> : Die drei politischen Schulen	67
IV. <i>Giambattista Vico</i> : Von der poetischen Weisheit .	69
V. Sir <i>William Jones</i> : Essay on the Arts, commonly called imitative	79
 Namenregister	 91
Sachregister	93

EINLEITUNG

Wer Carl Gustav Jochmanns Abhandlung¹ „Die Rückschritte der Poesie“ zum ersten Mal liest, hat das Gefühl, eine Entdeckung gemacht zu haben. Er ist einem Text von seltener sprachlicher Schönheit und großer philosophischer Bedeutung begegnet, einem Text aber auch, der trotz dieser Eigenschaften immer noch weitgehend unbekannt geblieben ist und der bei der Diskussion über Notwendigkeit und Grenzen der Kunst kaum Gehör gefunden hat.

Dabei hat es nicht an Neupublikationen der Abhandlung gefehlt, die 1828 als vierter von fünf Teilen des Jochmannschen Buches „Über die Sprache“ anonym bei C. F. Winter in Heidelberg erschienen war. Zuerst veröffentlichte Walter Benjamin im 8. Jahrgang der von Max Horkheimer herausgegebenen „Zeitschrift für Sozialforschung“ 1939/40 eine stark gekürzte Fassung zusammen mit einer Einleitung und einigen Passagen aus Heinrich Zschokkes Ausgabe des Jochmannschen Nachlasses². Ohne diesen ergänzenden Text wurde die gekürzte Fassung zusammen mit der Einleitung wieder abgedruckt in der Zeitschrift „Das Argument“, im 5. Jahrgang 1963³. Wie stark Jochmanns Abhandlung auf Benjamin gewirkt hat, kommt in einem Brief an Margarete Steffin, die Mitarbeiterin Brechts, vom 29.3.1937 zum Ausdruck. Dort schreibt Benjamin u. a.: „Ich habe einen der größten revolutionären Schriftsteller Deutschlands entdeckt – einen Mann, der zwischen der Aufklärung und dem jungen Marx an einer Stelle steht, die bisher nicht zu fixieren war. Er heißt Carl Gustav Jochmann, war ein Balte, starb mit vierzig Jahren und lebte kränklich. Er hat einen Aufsatz „Die Rückschritte der Poesie“ geschrieben, dem was die sprachliche Gestalt anbetrifft in seiner Zeit wenigstens, was seinen Gehalt angeht im 19. Jahrhundert nichts an die Seite zu stellen ist“⁴.

Benjamins Einleitung hat entscheidend dazu beigetragen, daß die „Rückschritte“ der Vergessenheit entrissen wurden. Auf der anderen Seite hat seine Edition aber auch einer ge-

wissen Einseitigkeit in der Rezeption von Jochmanns Thesen Vorschub geleistet. Benjamin selbst hat die Notwendigkeit, den Text für eine Veröffentlichung in der „Zeitschrift für Sozialforschung“ radikal kürzen zu müssen, nicht als Beeinträchtigung empfunden. In einem Brief an Horkheimer vom 28.3.1937 schreibt er: „Meine Redaktion (des Aufsatzes „Die Rückschritte . . .“ U. K.) bringt ihn – selbstverständlich ohne irgendeinen Zusatz, ohne einen Eingriff oder eine Umstellung – auf einen geringen Bruchteil des Umfangs. Die Schlagkraft des Textes hat dadurch, daß alles, was nicht unmittelbar dem Hauptgedanken zugute kommt, wegfiel, wohl noch gewonnen“⁵. Aus heutiger Sicht wird man ein solches Vorgehen nicht mehr verantworten wollen. Gerade das Wissen, in Jochmann einen Sprachkünstler vor sich zu haben, der nachweislich an seinen Texten gefeilt hat⁶, müßte weit eher dazu motivieren, sich der Abhandlung als streng durchkomponiertem Werk zu nähern. Dieser Weg wurde bisher wohl noch nicht beschritten; dennoch liegt ein Mangel des Benjaminschen Vorgehens auch so auf der Hand: dadurch, daß er die Theorie der lyrischen Poesie aus dem Text herausstrich, eine Theorie, die Jochmann ganz ohne Zweifel besonders wichtig war, wurde der Gedanke des ‚Rückschritts‘ unzulässig zugespitzt und es konnte der Eindruck entstehen, Jochmann habe tatsächlich ‚das Ende der Kunst prophezeit‘⁷.

Gleichwohl bleibt Benjamins Einleitung⁸ ein für das Verständnis der Abhandlung zentraler Text. Ihr verdanken wir den kaum zu überschätzenden Hinweis auf Vico, der zu den Fundamenten der Abhandlung führt. Die beiden Veröffentlichungen, die in neuerer Zeit in größerem Umfang die „Rückschritte“ behandeln, berufen sich auf Benjamin und versuchen einmal mehr, die im Brief an Margarete Steffin bereits emphatisch umrissene politische und geistesgeschichtliche Position Jochmanns besonders hervorzuheben⁹.

1967 veröffentlichte Werner Kraft, der Anfang der 30er Jahre Jochmann im eigentlichen Sinn wiederentdeckt¹⁰ und der sich größte Verdienste um diesen Autor erworben hat, eine Auswahl Jochmannscher Schriften, darunter ungekürzt

unsere Abhandlung. Schon im Titel seiner Edition „Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften“ brachte Kraft zum Ausdruck, welches Gewicht er diesem Text zusprach¹¹. 1968 wurde dann durch den von Christian Johannes Wagenknecht besorgten Neudruck das Buch „Über die Sprache“ wieder allgemein zugänglich¹².

Eine neue Ausgabe der Abhandlung bedarf daher einer besonderen Begründung. Zum einen mag es, da die Abhandlung ein in sich geschlossenes Ganzes darstellt, als nützlich empfunden werden, sich auf diesen Text ausschließlich konzentrieren zu können. Weiterhin macht es der besondere Charakter der Reihe, in der die Ausgabe erscheint, möglich, Texte im Anhangsteil bereitzustellen, die die Abhandlung ergänzen können, wobei einige von Jochmann selbst stammen und seinen Standpunkt illustrieren, andere als mögliche Quellen in Betracht zu ziehen sind. Schließlich hat, wie bereits angedeutet, die Beschäftigung mit den ‚Rückschritten‘ noch kaum begonnen. Die Einleitung zu unserer Ausgabe bietet daher die Möglichkeit, einige Aspekte zu betonen, die bisher noch nicht so deutlich hervorgetreten sind, Hypothesen zu wagen, geistesgeschichtliche Bezüge herzustellen und damit insgesamt auf die Bedeutung einer Schrift aufmerksam zu machen, die, so Walter Benjamin, „tiefsten philosophischen Gehalt“ birgt¹³ und die nicht nur, zumindest aller Wahrscheinlichkeit nach, ein frühes Dokument der Vicorezeption darstellt, sondern die beispielsweise auch bemerkenswerte Gedanken zu Bedeutung und Funktion des Liedes enthält.

Carl Gustav Jochmann – Wirkung und Leben

Zumindest für einen gewissen Zeitraum wurde „das bedeutendste publicistische Talent“, das die baltischen Provinzen Rußlands hervorgebracht haben¹⁴, im 19. Jahrhundert einem größeren Leserpublikum bekannt durch Heinrich Zschokkes dreibändige Edition der Jochmannschen „Reliquien“ (1836/38)¹⁵, und zwar zunächst mehr noch in Deutschland als in seiner livländischen Heimat. Dies läßt

sich der immer noch grundlegenden biographischen Studie Julius Eckardts von 1863 entnehmen; zuvor hatte bereits Ersch und Grubers „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“ 1842 dem Autor der „Reliquien“ einen ausführlichen Artikel gewidmet¹⁶.

In der Einleitung zu seiner Edition nennt Zschokke Jochmann aber auch als Autor mehrerer, größtenteils umfangreicher Bücher, die, alle anonym, mit einer Ausnahme bei Christian Friedrich Winter in Heidelberg erschienen waren und von denen die meisten heute nur noch in wenigen Bibliotheken zugänglich sind¹⁷. Über die Wirkung dieser durchweg kämpferischen Schriften, die sich z. B. für „das Christentum in seiner reinen Form“¹⁸ einsetzen und der Religion gegenüber der Institution der Kirche zu ihrem Recht verhelfen wollen, ist wenig bekannt; so auch bei dem Buch „Über die Sprache“¹⁹, dessen Motto, Hamanns „Rede, daß ich dich sehe“, bereits Jochmanns Absicht unterstreicht, auf ein Zeitgeschehen Einfluß zu nehmen, das von der Unterdrückung jeglicher Form von Öffentlichkeit bestimmt war. Dieses Buch vor allem, in dem unter anderem beschrieben wird, welche verheerenden Auswirkungen es auf das Sprachvermögen eines Volkes hat, wenn nicht offen gedacht, geschrieben und gesprochen werden darf, hat dann, nach Werner Krafts Wiederentdeckung des Schriftstellers Jochmann im 20. Jahrhundert, dazu beigetragen, daß der Name dieses in vielfacher Hinsicht einsamen Denkers des beginnenden 19. Jahrhunderts zumindest einem kleinen Kreis von Spezialisten vertraut wurde.

Geboren wurde Carl Gustav Jochmann im Jahr der französischen Revolution, am 10. Februar 1789 in der livländischen Hafenstadt Pernau am Rigaer Meerbusen²⁰. Er war eines von drei Kindern des Stadtsekretärs Johann Gottlob Jochmann und dessen Ehefrau Elisabeth Magdalene, geb. Schwander. Seine Schulausbildung erhielt er u. a. in der Domschule von Riga, an der von 1764 bis 1769 Herder gelehrt hatte. Auch Hamann hatte längere Zeit in Riga gelebt. Die Erinnerung an diese für Jochmann wichtigen Denker war zu dessen Jugendzeit sicher noch lebendig.

Sein juristisches Studium begann er nicht, wie damals

üblich, an der heimischen Dorpater Hochschule, sondern an der Universität Leipzig. Später studierte er dann in Heidelberg, wo er vielleicht Ludwig Börne kennenlernte, und in Göttingen. Eine Episode, die in die Studienzeit fällt, hat Jochmann zeitlebens geheim gehalten: für kurze Zeit war er der französischen Armee beigetreten, weil er an der Befreiung Polens von der russischen Herrschaft mitwirken wollte.

In Riga ließ sich Jochmann 1810 als Advokat nieder. Zu seinem Bekanntenkreis zählte dort der Schriftsteller Garlieb Merkel, der sich als Vorkämpfer für die Befreiung der lettischen Bauern verdient gemacht hat, dessen Polemiken gegen Goethe ihm aber in der Literaturgeschichte einen schlechten Ruf eingebracht haben. Mit Jochmann, der ein auffallend distanziertes Verhältnis zu Goethe hatte, verband Merkel das der Aufklärung verpflichtete Geschichtsbild, die Hoffnung auf den Fortschritt in der Naturbeherrschung und die Vervollkommnung des Menschen²¹.

1812, als die französisch-preußische Armee Riga einzunehmen drohte, ging Jochmann nach England. Dort, wo er sich mit dem Rechtssystem, aber auch allgemein mit den Fundamenten des politischen Lebens beschäftigte, wurde ihm die Bedeutung von ‚Öffentlichkeit‘ voll bewußt, die dann, als Forderung, leitmotivisch viele seiner Schriften durchzieht²².

Wahrscheinlich 1815 nahm er die Advokatur in Riga wieder auf. Durch eine übermäßige, die Gesundheit untergrabende Arbeitstätigkeit versuchte er sich ein Vermögen zu schaffen, das ihm wirtschaftliche Unabhängigkeit ermöglichen sollte. Familiär nicht gebunden – eine in England begonnene Liebesbeziehung scheint nur von kurzer Dauer gewesen zu sein, der später brieflich geäußerte Wunsch, zu heiraten und eine Familie zu gründen konkretisierte sich nicht – konnte er dann 1819 ein zunächst auf zwei Jahre begrenztes Reiseprojekt verwirklichen. Jochmann kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück; obwohl er unter der Trennung von seinen Freunden litt, verbrachte er die letzten elf Jahre seines kurzen Lebens im Ausland. Dank der gründlichen Nachforschungen Eberhard Haufes

ist die Reiseroute weitgehend, teilweise bis ins Detail hinein, rekonstruiert. Hier seien nur einige Stationen kurz genannt und einige Persönlichkeiten erwähnt, die für Jochmann besondere Bedeutung erlangten.

Nachdem Jochmann sich ein halbes Jahr an verschiedenen Orten Deutschlands aufgehalten hatte – in einem langen und geistesgeschichtlich überaus interessanten Brief hat er über die politische und geistige Situation nach der Ermordung Kotzebues berichtet²³ – ging er nach Paris, um sich vor allem mit Studien zur französischen Revolution zu beschäftigen. Den Plan, die Geschichte der Revolution, der er entscheidende Impulse verdankte, zu schreiben, hat er später dann wieder aufgegeben. Eine wichtige Informationsquelle wurde der ihm bald freundschaftlich verbundene Graf Gustav von Schlabrendorf. Bei Ausbruch der Revolution hatte sich Schlabrendorf in Paris niedergelassen; mit seinem großen Vermögen unterstützte er Hilfebedürftige und lebte selbst in äußerster Einfachheit, fast verwaorlost. Von diesem umfassend gebildeten Mann, der mit dem Freiherrn von Stein England bereist hatte, der ein entschiedener Gegner Napoleons war, der, wie Kraft schreibt, „in einem schmutzstarrenden Zimmer Hof“ hielt „und die wesentlichsten Menschen seiner Zeit“ um sich versammelte²⁴, erhielt Jochmann vielfältige Anregungen.

Freundschaft verband Jochmann auch mit Heinrich Zschokke, den er 1820 in Aarau in der Schweiz kennenlernte, wo der aus Magdeburg stammende Schriftsteller und Politiker eine zweite Heimat gefunden hatte. Zschokke, einer „der prononciertesten Vertreter der Humanitätsreligion des achtzehnten Jahrhunderts“²⁵, veröffentlichte einige Jochmannstexte noch zu dessen Lebzeiten ohne Namensnennung und edierte später dann aus dem Nachlaß weitere Schriften.

Maßgeblich beteiligt an der Veröffentlichung Jochmannscher Schriften war auch ein weiterer Freund, der Heidelberger Verleger und Politiker Christian Friedrich Winter. Bei ihm, der im badischen Landtag „als erster Abgeordneter eines deutschen Parlaments den Antrag auf Pressefreiheit“ gestellt hatte²⁶ und der selbst staatlichen Verfolgung

gen ausgesetzt gewesen war, konnte Jochmann Verständnis dafür finden, daß er als Autor unbekannt bleiben wollte. Ihm vermachte er das Eigentumsrecht an den im Winterverlag erschienenen Schriften, wobei er in nüchterner Einschätzung der Sachlage in seinem Testament hinzufügte: „Möge ihm dies Vermächtniß einmal ersprießlicher werden, als ich zu vermuthen Ursache habe“²⁷.

Seine Kränklichkeit, die er selbst mit Hypochondrie in Verbindung brachte, veranlaßte Jochmann, die verschiedensten Bade- und Kurorte aufzusuchen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und in Frankreich. Die Jahre nach der Abreise aus Riga waren insgesamt bestimmt von großer Ruhelosigkeit und dem verzweifelten Wunsch, die Gesundheit zu stabilisieren und in einer bürgerlichen Existenz Beruhigung zu finden. Hoffnungen setzte er zuletzt vor allem auf die homöopathische Behandlungsmethode; auf dem Weg zu Samuel Hahnemann, dem Begründer dieser Methode, starb er am 3. Juni 1830 in Naumburg an der Saale an Lungenschwindsucht und Entkräftung.

Die Julirevolution in Frankreich erlebte Jochmann nicht mehr. Seine geistige und politische Existenz vollzog sich im Zeitalter der Restauration, in einer Epoche, in der er nicht heimisch werden konnte. „Ich fühle mich ein Fremdling in dieser Welt, der gar nicht in sie hinein gehört“, schrieb er einmal²⁸. Und die Gewißheit, vom ‚göttlichen Vernunftgesetz‘ geleitet zu werden und so den Maßstab für Tugend, Recht und Wahrheit zu besitzen, führte den späten Vertreter der Aufklärung zu der eher resignativen Feststellung: „Ich habe ein Maß und Gewicht empfangen, das sich auf Lebenserscheinungen fast nirgends anwenden läßt. Ich muß es, denk ich, für Welten empfangen haben, die ich noch nicht betreten habe“²⁹.

Die Rückschritte der Poesie

Obwohl Jochmanns Abhandlung aus einem Guß gearbeitet ist, läßt sich ein Gliederungsschema unterlegen, das den

CARL GUSTAV JOCHMANN

DIE RÜCKSCHRITTE DER POESIE

Der Text der Schrift „Die Rückschritte der Poesie“ wurde mit freundlicher Genehmigung des Insel Verlages, Frankfurt a. Main, dem Band 26 der „sammlung insel“ „Die Rückschritte der Poesie und andere Schriften“, herausgegeben von Werner Kraft 1967, S. 122–178, entnommen.

Es gibt Erscheinungen in der Geschichte des Menschen, die uns auf den ersten Anblick wie Rückschritte desselben vorkommen, und die es an sich und in ihrer Vereinzelung auch wohl sein mochten, die aber im Zusammenhange mit andern sie begleitenden Umständen und in ihren entfernteren Beziehungen zu allen Zeiten am unverkennbarsten die Fortschritte unsers Geschlechts beurkundeten.

In mehreren solchen Fällen bedarf es, um sich davon zu überzeugen, eben keines außerordentlichen Scharfsinnes. Außer einigen Stubengelehrten kommt schwerlich noch jemand in Versuchung, in jenen riesenmäßigen Werken des grauesten Altertumes, den ungeheuren Denkmälern einer ebenso ungeheuren Herabwürdigung tagelöhnernder Millionen, etwas mehr zu bewundern als ihre Massen, kommt schwerlich noch jemand in Versuchung, die Unmöglichkeit, es ihren Erbauern gleichzutun, für ein Unglück anzusehen und sich, weil man in ihnen Pyramiden auftürmte, in die Zeiten ägyptischer Priesterfratzen zurückzusehnen; aber näher liegt uns das Mißverständnis, wo sich der Umfang, nicht einer bloßen Gewaltherrschaft und ihrer Leistungen, sondern irgend eines geistigen Wirkungskreises verengerte, wo Grundsätze und Fähigkeiten, ohne gleichmäßig in der herrschenden Meinung zu sinken, an Macht und äußerem Einflusse bedeutend einbüßten. Je mehr wir sie hochzuschätzen fortfahren, je größere Bewunderung uns die Sagen von ihrer früheren Allmacht einflößen, desto widerwärtiger trifft uns der Anblick ihrer gegenwärtigen Schwäche, desto geneigter sind wir, alles Vergangene auch für verloren und alles Verlorene für unersetzlich und unersetzlich anzusehen.

Wichtigere Beispiele dieser Art liefert uns die Geschichte der allmählichen Abspannung so mancher sittlichen Triebfedern, wie der Vaterlandsliebe, des Bürgersinnes und andrer, allgemeiner verständliche die Geschichte mehrerer Kunstfertig-

keiten und Künste, namentlich die der Poesie, und ihrer gleichzeitig schwindenden innern Vollendung und äußern Wirksamkeit.

Uns von dem alten Glanze und Einflusse der Dichtkunst zu überzeugen, bedarf es keiner Hinweisung auf jene Sagen ihrer frühesten Herrschaft auch über die tierische und unbe-seelte Natur. Die Wunder der Poesie sind freilich auch nur Poesie, aber in einem uns näheren und besser beurkundeten Zeitalter finden sich Tatsachen, auf die jene Bilder hindeuteten, und ist sie fortdauernd das große Werkzeug des Gesetzgebers, der nicht wilde Tiere, aber wildere Menschen bündigt, und auf dessen Gebot, wenn auch nicht die Steine zu den Mauern seiner Städte, doch die Bewohner derselben sich versammeln und ineinander fügen. Lange nachher noch umfaßt ihr weites Reich was immer im ganzen Gesichtskreise des Menschen, als Geschichte und Religion, als Kunst und Lehre, ihm wichtig und erfreulich ist, alle seine Erinnerungen und Hoffnungen, alle Wissenschaft und allen Genuß, und bleiben ihre Schöpfungen einer so hohen Bestimmung wert. Je älter ein Volk, desto bedeutsamer seine Poesie, je älter seine Dichter, desto unerreichbarer ihre Werke. Ein einziger Blick auf die Gesänge der alten Welt und auf die geschriebene Dichterei der neueren Völker liefert uns den Beweis, daß die Schritte der letztern auf diesem Wege nichts weniger als Fortschritte waren, daß zu der eingelegten Arbeit unsrer geverselten Schriften ältere Fundgruben den Stoff hergaben, daß aus dem hohen Ernste der früheren Dichtkunst ein mehr oder minder offener Spaß und aus dem Lehrer des Volkes der zeitvertreibende Gesellschafter einiger Leute von guter Erziehung geworden ist.

Ob aber das Herabsinken der Poesie von ihrer alten Hoheit zu ihrer gegenwärtigen Unbedeutsamkeit, an sich unleugbar ein Verlust, auch in andern Beziehungen dafür zu halten sei, läßt sich nur aus den Verhältnissen beurteilen, die als wirkende Ursachen dem Geiste des Menschen jene vorherrschende

und fast ausschließliche Richtung auf das Anwenden und Ausbilden derselben mittheilten; – aus *Verhältnissen*, denn sich in dieser Hinsicht nur auf höhere und allgemeinere Fähigkeiten der älteren Dichter beziehen wollen, hieße, was zu erklären ist als erklärt voraussetzen, da es hier doch eben auf die Gründe ankommt, aus welchen Geisteskräfte, die, wie die Erfahrung lehrt, einer unendlich mannigfachen Entwicklung fähig sind, in einem gewissen Zeitpunkte nur auf ein einziges Ziel, und auf dieses mit so entschiedenem Erfolge hinstrebten.

Solcher Gründe lassen sich theils in den Stoffen, theils in den ihre Form bedingenden Mitteln der Poesie hauptsächlich drei erkennen: eine ihr bestimmter zusagende, mehr dichterische Beschaffenheit aller Meinungen und Kenntnisse des Menschen, ein entschiedener Mangel an zweckdienlicheren Hilfsmitteln zur Erhaltung und Verbreitung dieser geistigen Besitztümer, und endlich die in Betreff aller, vergleichungsweise noch armen und ungebildeten Sprachen bemerkbare, größere Leichtigkeit ihrer an irgend einen festgesetzten Rhythmus geknüpften Anwendung, im Gegensatze zu desto größeren Schwierigkeiten ihres freieren Gebrauchs.

Die dichterische Beschaffenheit alles frühesten Glaubens und Wissens der Menschen folgt unmittelbar aus jenem früheren Erwachen und Vorherrschen der Phantasie, das wir noch jetzt im Einzelnen und Allgemeinen, an Kindern und in ihrem Kindesalter lebenden Völkern wahrnehmen; aus dem früheren Übergewichte, nicht jener Einbildungskraft im weiteren Sinne, vermöge deren wir uns Empfindungen und Vorstellungen von abwesenden Gegenständen vergegenwärtigen, oder dem Gedächtnis anvertraute Eindrücke der Vergangenheit in uns erneuern, sondern des eigentlichen Dichtergeistes, der einzelne Vorstellungen und Empfindungen zu Darstellungen vereinigt, welchen in diesem neuen Zusammenhange weder in der Ferne noch in der Vergangenheit ein Urbild entspricht. Kräfte, die miteinander nahe verwandt, und oft

verwechselt, sich doch wesentlich unterscheiden, und von welchen die erste den übrigen Seelenkräften zu ihrer Tätigkeit so unentbehrlich ist, als ihnen die zweite, wo immer sie diese Tätigkeit *allein* in Anspruch nimmt, Gefahren droht. Entwickelt sich die Einbildungskraft im allgemeinen Verstande nur gemeinschaftlich mit allen übrigen Geistesfähigkeiten, erstreckt sich ihre Wirksamkeit, man könnte sagen, ihre Verwaltung nur so weit und nicht weiter als der von unserm äußern und innern Wahrnehmungsvermögen gesammelte Schatz von Empfindungen und Vorstellungen, so zeigt hingegen die Phantasie im engeren Sinne sich um so geschäftiger, je beschränkter noch die Ausbeute des wirklichen Lebens, je mangelhafter die Bruchstücke, die sie zu einem Ganzen vereinigen will. Hält jene auf dem Wege zur Wahrheit mit allen übrigen Anlagen und Fähigkeiten des Geistes gleichen Schritt, so fliegt hingegen der Dichtergeist, ein ewiger Zeuge, aber ein täuschender Beruhiger des unvertilgbaren Triebes nach Erkenntnis, den jene langsamer aber dauerhafter zu befriedigen bestimmt sind, ihnen allen um so weiter voraus, mit je größeren Schwierigkeiten sie noch zu kämpfen haben, und je mühseliger sie sich Bahn brechen.

Wir brauchen gar nicht in die Tiefen des Altertumes hinabzusteigen – *hinabzusteigen*, denn aus ihnen erheben wir uns –, um Spuren dieser Erscheinung anzutreffen; wir tragen ihrer nur noch zu viele an uns selbst. Schon sind es Jahrhunderte, seitdem Baco das verderblichste Blendwerk aufdeckte, und kaum haben einige, vorzugsweise in das Gebiet unsrer sinnlichen Wahrnehmung einschlagende Wissenschaften sich des verräterischen Beistandes der Phantasie zu erwehren angefangen, und noch immer folgen wir eben in den wichtigsten, in denjenigen, die nicht wie jene unser gesellschaftliches Leben nur schmücken und bereichern, sondern es in seinen wesentlichsten Verhältnissen bestimmen und regeln, der wunderlichen Richtung, die *sie* einmal vor Jahrtausenden ihnen gab, und zwischen so manchem gepriesenen Lehrgebäude, der

heimlichen Frucht, und so mancher bewunderten Dichtung, dem rechtmäßigen Kinde der Einbildungskraft, ist am Ende kein Unterschied, als der zwischen einer Fabel, an die man glaubt, und einer Fabel, die man dafür erkennt. Die Naturlehre zählt endlich ihre Fortschritte nach Entdeckungen, aber die eigentliche Lehre des Menschen und seines gesellschaftlichen Lebens, aber unsre nur zu ausübende Staats- und Kirchenweisheit brüstet sich immer noch mit Satzungen, die sie, weil keines Beweises fähig, für keines bedürftig ansieht, schaut nicht wie jene auf Hypothesen zurück, um das wirklich Vorhandene zu erklären, sondern geht von ihnen aus, um ihre Folgen zu verwirklichen, und gibt uns, wo sie das Gesetz der Natur erforschen und anwenden sollte, ihr eignes; und Dichtungen sind es, von der ältesten einer langen Reihe falscher Gottesvollmachten an bis zu der um Jahrtausende jüngeren und um nichts besseren Voraussetzung einer ursprünglich wilden und sich im endlosen Kriege Aller gegen Alle aufreibenden Menschennatur, auf die noch immer in veränderten Formen dieselbe Tatsache der Gewalt sich stützt, unter deren Schutze die List ihre verderblicheren Kriege führt und die Willkür ihre kampflosen Triumphe begeht.¹

Alle gesellige und wissenschaftliche Ausbildung läßt sich als Wiedereinsetzung eines treueren aber langsameren Seelenvermögens gegen die Besitzergreifungen des früher erwachten Dichtergeistes ansehen, jeder ihrer Fortschritte als Eroberung in dem alten Gebiete des letztern, jeder ihrer Siege als erkämpft über einen die Wahrheit verketzernden und eigne Trugbilder heiligsprechenden Wahn. Der Standpunkt, auf dem wir sie noch jetzt erblicken, und der Weg, den sie offenbar noch zurückzulegen hat, würde uns, gäb' es dafür auch keine geschichtlichen Zeugnisse, auf eine Vorwelt zurück-

¹ Der Verf. weiß, daß der Ausdruck *begehen*, dessen man sich ehemals von Feierlichkeiten bediente, jetzt überall eine schlechte Nebenbedeutung hat, aber eben deswegen braucht er ihn hier.

weisen, in der ihr Widersacher, dessen Schöpfungen heute noch die erhabensten Stellen unsers geistigen Gesichtskreises einnehmen, den ganzen Umfang desselben mit ihnen bevölkerte. Überall außer dem engen Bezirke, in welchem ein gebieterisches Bedürfnis der Wirklichkeit Anerkennung erzwingt, waltete in einem solchen Zeitalter die Einbildungskraft. In ihren Zusammensetzungen währte der Mensch den Zusammenhang der Dinge zu erblicken, und was man glauben zu müssen oder zu erkennen meinte, hatte ihr so ausschließlich sein ganzes Dasein zu verdanken als das bloße dichterische Gewand. Sie umfaßte jeden Zweig der Erkenntnis, weil sie jeden erzog, und jenes Priestertum, das in seinem Kreise mit allem Wissen alle Macht vereinigte, war nur die äußere Erscheinung eines geistigen Universalreiches der Phantasie.

Und wie damals ein inneres Entwicklungsgesetz des menschlichen Geistes den *Schöpfungen* der Dichtkunst, so verlieh gleichzeitig eine äußere Notwendigkeit ihren *Formen* die ausgedehnteste Gültigkeit. Der minder geübte und unstättere Sinn will kraftvoller aufgeregt und gefesselt werden. Ein geregelter Silbenfall, späterhin fast nur noch der Genuß des feineren Ohres einiger Wenigen, war lange vorher bei weitem allgemeineres Bedürfnis der Menge. Schon in dieser Hinsicht also entsprach das Versmaß den Absichten der ersten Dichter und zugleich Lehrer des Volkes, und es geschah umso mehr, je inniger im Anfange dieser vorübergehende Reiz ihres Vortrages mit seinen bleibenden Wirkungen zusammenhing.

Je kleiner nämlich die Anzahl erkannter Wahrheiten und je größer die Achtung vor einer Menge dafür angesehener Dichtungen, desto dringender muß ihrem Besitzer an der Erhaltung beider gelegen sein. Aber kaum vermögend, einer übermächtigen Natur die notwendigsten Erfordernisse des körperlichen Daseins abzuringen, erlag er, wo immer es auf Befriedigung höherer Bedürfnisse ankam, seiner Hilflosig-

keit. Waren auch die ersten mangelhaften Zeichen des Gedankens bereits erfunden, so stand ihm, sie darzustellen, doch lange kein anderer Stoff zu Gebote als ein unförmiges Gestein, kein andres Werkzeug als ein rohes Metall. Jede Lehre der Weisheit und jede Kunde der Vergangenheit ward in einem solchen Zeitalter vorzugsweise dem Ohre anvertraut. Auf die Bewahrung, nicht bloßer Zeichen der Rede, sondern der Rede selbst kam es an, und eine durch ihren bloßen Klang die Aufmerksamkeit weckende oder dem Sinne schmeichelnde Bewegung derselben hatte noch einen höheren Zweck, schmeichelte regelmäßig wiederkehrend sich auch ins Gedächtnis ein und leistete, freilich nur unvollkommen, was späterhin bei weitem vollständiger eine leichtere Vervielfältigung der Schrift. In den meisten sprüchwörtlichen Redensarten des Volks, die sich durch eine gewisse Ründung ihrer Form auszeichnen, und eben dadurch unverändert auf die späteste Nachkommenschaft vererben, erkennen wir noch am deutlichsten diese erhaltenden Kräfte geregelter Wortfügungen, und besitzen wir vielleicht etwas, das einigermaßen den ersten rhythmischen Versuchen einer Zeit entspricht, in der das Versmaß, nicht bloßer Schmuck der Dichtkunst, sondern wesentliches Hilfsmittel der frühesten und unentbehrlichsten Erinnerungskunst, mit seinem poetischen einen gemeinnützi-
geren Zweck verband.

Einen dritten, auch seinerseits das frühere Vorherrschen poetischer Formen begünstigenden Umstand entdecken wir endlich in der größeren Leichtigkeit, mit welcher sich eben in roheren und an Wortfügungen ärmeren Sprachen jenem Erfordernisse eines wirksamer ins Ohr fallenden Rhythmus genügen läßt. Erscheint sie auch nicht so unmittelbar einleuchtend, so ist sie doch nicht weniger ausgemacht als das Bedürfnis, dem sie zustatten kam. Die ältesten Denkmäler jeder Sprache sind Verse. Die erste Gedankenäußerung jedes Volkes ist auch in ihren Formen Poesie. Tatsachen, die keinesweges dem allgemeinen Gesetze der Natur widersprechen,

vermöge dessen wir überall das Schwere dem Leichterem, das Zusammengesetzte dem Einfacheren folgen sehn. Daß der freiere Vortrag der Prose, den keine immer wiederkehrende Regel der Silbenbewegung zusammenhält, später als die gebundene Rede und erst auf einer höheren Stufe der Bildung unter den Völkern zu entstehen pflegt, ist weder naturwidrig noch bloßer Zufall. Er setzt allerdings eine an Ausdrücken und Wendungen reichere Sprache und einen, auch zarteren Eindrücken empfänglichen Sinn voraus. Je ärmer jene und je ungeübter das Ohr, desto mühsamer das Beachten eines mannigfacheren, die ganze Stufenleiter zwischen Eintönigkeit und Verwirrung umfassenden Rhythmus, desto bequemer das Festhalten an einmal gewählte und immer kenntliche Regeln, das uns nur deswegen die größere Mühe zu erfordern scheint, weil wir nur darauf einige verwenden. Schwerer als blinder Gehorsam ist in der Sprache so gut als im Leben eine gesetzliche Freiheit. Auch ist sie in beiden die spätere, und in beiden lernen wir ihre Schwierigkeiten nicht eher würdigen, als bis wir sie zu überwinden verstehen.¹

Und um so bemerkenswerter sind unter den die Poesie und

1 Einer von jenen Gedankenblitzen, die so oft, und um so leuchtender, aus Hamanns Schriften emporzucken, in ein je tieferes Dunkel wir uns an andern Stellen derselben versetzt fühlen, öffnet in diesem Kreise und namentlich auf den Ursprung des vielgelobten und vielversuchten Hexameters eine Aussicht, von der, wie von so Vielem in der Natur, aus den Fenstern unsrer Hörsäle nichts zu sehen war. »Homers monotones Metrum, sagt Hamann in seiner *Aesthetica in nuce*, einer Rhapsodie in kabbalistischer Prose, Homers monotones Metrum sollte uns wenigstens ebenso paradox vorkommen als die Ungebundenheit des deutschen Pindars. (Klopstock.) Meine Bewunderung oder Unwissenheit von der Ursache eines *durchgängigen* Silbenmaßes in dem griechischen Dichter ist bei einer Reise durch Kurland und Livland gemäßigt worden. Es gibt in den angeführten Gegenden gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bei aller seiner Arbeit singen hört, aber nichts als *Eine* Cadenz von wenigen Tönen, die mit einem Metro viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen, so wäre es ganz natürlich, daß alle seine Verse nach diesem eingeführten Maßstabe ihrer Stimmen zugeschnitten sein würden.« Eine Wahrheit, die jedem und besonders jedem, der sich in jenen Ländern aufgehalten, einleuchten dürfte und die unter Tausenden, welchen sie ebenso nahe lag, und eben weil so nahe, nur von dem besten Seher zu entdecken war.

ihre Allgemeinherrschaft begünstigenden Umständen jener frühere Mangel an zuverlässigen und weiterreichenden Mitteln der Verbreitung und Erhaltung des Wortes und eine dem daraus hervorgehenden größeren Bedürfnisse des regelmäßig wiederkehrenden und somit bleibender ins Ohr fallenden Rhythmus gleichzeitig entsprechende leichtere Darstellung dieses letztern, da sie nicht allein poetischen *Formen* ihr Dasein, wenigstens die ausgedehnteste Gültigkeit verliehen, sondern auch jeden vorkommenden *Stoff* den Zwecken der Poesie gemäß umzubilden und endlich in bloße Dichtung zu verwandeln dienten oder doch vorzugsweise dem poetischen Teile desselben seine Aufbewahrung für die Nachwelt sicherten.

Überlieferungen sind schlechte Mittel zur Erhaltung von Lehren oder Nachrichten, aus dem einfachen Grunde, weil jede letzte Wiederholung derselben, wie sehr immer für das treueste Abbild irgend eines uranfänglichen Musters ausgegeben, sich immer doch nur mit der nächst-vorhergehenden vergleichen läßt, und mit dieser von keinem andern als – wenn ihm sein Gedächtnis treu blieb – dem letzten Bericht-erstatte selbst; aber eben aus dem nämlichen Grunde gibt es keine bequemere Werkstätte einer verschönernden oder schaffenden Einbildungskraft als ihr Gebiet. Sie verhalten sich zu aufgezeichneten Mitteilungen überhaupt, wie unter diesen die Vervielfältigungen derselben durch die Feder zu denen durch die Presse, wie aufeinander folgende Abschriften zu gleichzeitigen Abdrücken eines Buchs. Nur diese letzteren lassen sich als gleichförmige, unter sich und mit ihrer Urschrift übereinstimmende Wiederholungen derselben ansehen und bewahren und bilden zusammen eine einzige Auflage, ein einziges aus gleichartigen Teilen zusammengesetztes Ganzes, während von Handschriften wie von Überlieferungen jede einzeln als eine neue und meistens veränderte Ausgabe des ursprünglichen Werkes zu betrachten ist. Etwas jener zum Teil arglosen Untreue der Abschreiber ähnliches, die, um ihre

Arbeit schneller oder vollständiger zu liefern, sich bald, ohne genauere Beachtung des Ausdruckes, nur an den vermeintlichen Sinn ihrer Vorschrift hielten, und bald jede Randglosse und jede in Ansehung des eben erwähnten Gegenstandes ihnen selbst bekannte Nachricht in den Text aufnehmen, veranlaßte ohne Zweifel in einem noch höheren Grade als bloße Verunstaltungen eines handschriftlichen Werkes die wesentlichsten Umwandlungen einer mündlichen Überlieferung, an der sich noch weniger die Ächtheit jedes Teils prüfen oder ein bestimmter und abgeschlossener Umfang des Ganzen erkennen ließ, und die, noch weniger an ein bestimmtes Erinnerungszeichen geknüpft, sich unter dem weiterbildenden Einflusse, nicht etwa nur einer sammelnden Gelehrsamkeit, sondern des nämlichen Dichtergeistes, der sie geschaffen hatte, fortpflanzte. Tatsachen oder Beobachtungen, die ein poetisches Gewand anfänglich nur leicht umhüllte, entstellten und verbargen die Überladungen der ausschmückenden Folgezeit. Was in der einzelnen Sage ein bloßes Bild, ein bloßer Schmuck der Rede und verständlich war, gelangte, einer ganzen Reihe von ähnlichen Darstellungen eingefügt, auf Kosten seiner ursprünglichen zu einer neuen und geheimnisvolleren Bedeutung. Alle Götterlehre ging am Ende aus ähnlichen Umwandlungen einer dichterischen Überlieferung hervor. In jeder mußte das Bezeichnete dem Zeichen unterliegen, jede war mehr oder weniger die bloße Verkörperung eines poetischen Farbenspiels. Die Geschichte der Erde verklarte sich zu der des Olymps, und einer waltenden Phantasie, unter deren Einflusse die Fabel selbst sich immer fabelhafter gestaltete, erlag um so früher und unvermeidlicher die Wirklichkeit.

Fassen wir die Ursachen einer höheren Ausbildung und Würde der Dichtkunst auch nur flüchtig ins Auge; die schrankenlosen Besitzergreifungen einer früher erwachten Einbildungskraft im ganzen Umfange unsers geistigen Gebietes, den Mangel an zuverlässigeren Mitteln zur Erhaltung des Wortes, der den Menschen alle Schätze der Wissenschaft in dichter-

schen Formen seinem bloßen Gedächtnisse anzuvertrauen zwang, und endlich denjenigen Zustand, sowohl der Sprache als ihres Besitzers, der ebenfalls die Regel des gemessenen Ausdruckes früher als das Gesetz der freien Rede, beides, wahrnehmen und bedürfen ließ, und sie vorzugsweise dem Erzähler und seinen Zuhörern empfahl, so muß es zugleich uns einleuchten, daß jede Veränderung, die einen dieser Umstände zu beseitigen diene, einen Fortschritt ausmache und folglich das Herabsinken der dichtenden Einbildungskraft von ihrer alten Höhe in mehr als einer Hinsicht Beweise des allgemeineren Fortschreitens der Völker enthält. Wie diese zu einem verständigeren Dasein heranreiften, bemächtigten sich allmählich auch andre Seelenkräfte des ihnen gebührenden Anteils an der Gesamtheit unsrer innern und äußern Wahrnehmungen. Wie nach und nach sichtbare Darstellungen des Wortes erfunden und die Mittel ihrer Vervielfältigung zahlreicher wurden, bildete sich eine Schriftsprache und mit ihr die Kunst eines zusammenhängenden, auch andern als den Zwecken des Dichters zusagenden Vortrags und in dem Schatze ihrer Urkunden ein Gedächtnis des menschlichen Geschlechtes, das umfassender und allgegenwärtiger als das Erinnerungsvermögen des Einzelnen und sich fester auf Zeichen der Laute stützend als dieses auf den Reiz derselben die geistigen Erwerbungen aller Zeiten allen folgenden überlieferte.

Auch in sinnlicher Beziehung erblicken wir unter Völkern, die sich nur eben aus dem Zustande ihrer ersten Hilflosigkeit losringen, in jener von Reisebeschreibern so oft bewunderten Geschicklichkeit, vermöge deren sie mit geringfügigen Mitteln, mit einem einzigen rohen Werkzeuge, die mannigfachsten und schwierigsten Arbeiten zu verrichten imstande sind, ein ähnliches nur in Einer Art und Richtung sich äußerndes Aufstreben ihrer erwachenden Kraft. Was die Entdecker der neuen Welt in dieser Hinsicht beinahe Fabelhaftes aus Mexiko und Peru berichtet hatten, fanden die Weltumsegler des vori-

gen Jahrhunderts auf den Inseln der Südsee durch den Augenschein bestätigt. Ein scharfer Stein, ein zugespitztes Holz war alles, womit die Bewohner derselben so Verschiedenartiges und zum Teil Erstaunenswürdiges leisteten, gerade wie auch in unsrer Nähe ein russischer Bauer mit seiner bloßen Axt in mehr als einem Fache zustandebringt, was bei uns nur der zünftige Meister in jedem, und auch nur mit Hilfe seiner zahlreichen Gerätschaften zu leisten vermag. Der Schluß indessen von dieser Geschicklichkeit im Benutzen einiger wenigen und mangelhaften Werkzeuge auf die allgemeinere Kunstfertigkeit eines Volkes würde völlig so trügerisch sein als der von der überwiegenden Entwicklung einer einzelnen Geistesfähigkeit auf die des Geistes überhaupt. »Europäer, die das Mangelhafte und Unbehilfliche der wenigen Gerätschaften eines indischen Künstlers mit der vollendeten und in einigen Fällen auch schnellen Ausführung seiner Werke verglichen – sagt einer der vorzüglichsten Geschichtsschreiber unsrer Zeit¹ – haben daraus nicht selten gerade das Gegenteil von dem gefolgert, was eigentlich darin liegt. Eine solche Fertigkeit im Anwenden unvollkommener Hilfsmittel, weit entfernt auf die höhere Bildung der Gesellschaft zu deuten, in welcher sie vorkommt, ist vielmehr ein allgemeines Kennzeichen jeder noch ungebildeten. – Während aber Geschicklichkeit in der Benutzung mangelhafter Werkzeuge keinesweges einen Beweis für die Fortschritte eines Volkes abgibt, liefern hingegen Unzweckmäßigkeit und Unvollständigkeit seiner Gerätschaften einen desto stärkeren wider dieselben, und es läßt sich nicht leicht ein einzelner Umstand nachweisen, in dem sich das Maß der einer Gegend zustatten kommenden Wohltaten der Kultur so deutlich zu erkennen gäbe als die Beschaffenheit des in ihr gewöhnlichen Kunst- und Handwerksgerätes.«

Der Satz ist völlig so wahr auch in geistiger Beziehung. Ein Volk, dem in dieser nur Eine Richtung, nur Ein Mittel einer

¹ James Mill in seiner *History of British India* II. 8.

Entwicklung bekannt und geläufig blieb, ist ein dürftiges und rohes, wie sehr immer dieses eine Mittel ihm jedes andre zu ersetzen schiene, und z. B. seine Himmelskunde alle Religion und Geschichte oder seine Theologie alle Staats- und Rechtswissenschaft umfassen mag. Und eben die Poesie war ursprünglich dieses einzige Werkzeug, mit Hilfe dessen der einzige Gedankenkünstler, den es gab, der Dichter, für alle Bedürfnisse unsers geistigen Daseins zu sorgen hatte und gerade darum allerdings Bewundernswürdiges leistete. Auch im höheren Lebensgebiete geschahen die ersten Fortschritte vermöge der ersten Teilungen des Geschäfts, und folgte unmittelbar aus diesen eine Vervielfältigung neuer Mittel, mit der geringere Fertigkeit im Gebrauche des bis dahin alleinigen Werkzeuges unzertrennlich zusammenhing.

Ein indischer Arbeiter, bemerkt Sonnerat, braucht mit seiner groben Handsäge und seiner unerschöpflichen Geduld mehrere Tage, um ein einziges Brett zu schneiden. Ein Europäer mit demselben unvollkommenen Werkzeuge, aber ohne die nämliche Mühe und Beharrlichkeit, leistete vielleicht nie, oder doch gewiß nur in einer noch längeren Zeit, was er hingegen, mit seinem besseren Geräte in einer Stunde, und was die einfachste Maschine in wenigen Minuten tausendfältig zustandebringt. Jene kunstfertigen Inselbewohner, nachdem ihnen der Gebrauch eines zweckmäßigeren Arbeitszeuges bekannt und unentbehrlich wurde, nähen und schnitzeln wohl nicht lange mehr mit einigen Geräten und Steinen den Kahn zusammen, in dem sie an ihren Küsten hinrudern, aber sie lernen mit dem bessern Geräte Schiffe zimmern und befahren in ihnen die entlegensten Ufer des Ozeans.¹ Das Nämliche sehen wir im Reiche des Gedankens, wo ebenfalls Blüten und Früchte, weil der Baum des geistigen Lebens neue Sprossen trieb, sich nicht länger so dicht an einem einzigen Zweige drängen, aber ein

1 Keine bloße Voraussetzung mehr, seitdem ein von Bewohnern der Sandwichinseln erbautes und nur mit ihnen bemanntes Fahrzeug bereits den Weg zu einigen russischen Häfen im Südmeere gefunden hat.

desto reicherer Gesamtertrag des Nutznießers Pflege belohnt. Unsre Priester sind nicht länger zugleich Naturforscher und Ärzte und Richter, eben weil wir die Natur besser kennen lernten und auch Ärzte und Richter haben. Die Poesie hörte auf, jedes Fach der Erkenntnis zu umfassen, sobald es in jedem noch etwas mehr als Dichtungen gab, und leben wir nicht länger in einer so poetischen Welt, so leben wir und eben darum in einer desto reicheren und besser geordneten. Die größere Körperfertigkeit roher Völker ist bloße Verschwendung von Zeit und Arbeit in Ermangelung der Mittel, beide zu sparen, der höhere Schwung ihrer Poesie ein bloßer Versuch, durch die Einbildungskraft zu leisten, was ihre Vernunft und Erfahrung übersteigt.

Jenes von der geschickteren Benutzung eines einzigen Werkzeuges hergenommene Gleichnis, durch das wir die ausschließliche und eben daher wirksamere Anwendung eines einzigen Seelenvermögens erläuterten, ist übrigens um so unverwerflicher, da das größere Verdienst einer oder der andern dieser Leistungen, man betrachte nun ihre Schwierigkeiten oder Folgen, unstreitig der sinnlicheren von beiden gehört.

Alle Wirksamkeit eines Werkzeuges wird ebensowohl als durch die geschicktere Benutzung desselben durch die Beschaffenheit des Gegenstandes, auf den es wirken soll, bedingt, und nichts in dieser letzten Hinsicht begünstigte den von allen besseren und mannigfacheren Hilfsmitteln entblößten Arbeiter. Die Stämme, die Felsen, die er mit seinem dürftigen Geräte zu bezwingen sich abmühte, waren ohne Zweifel ebenso hart und spröde als die, gegen welche dem unsrigen die sinnreichsten Erfindungen der Kunst und alle Kräfte der Natur zu Gebote stehen. Den frühesten Dichter hingegen begünstigte zwiefach seine Zeit. Sie bot ihm reicheren Stoff zu seinem Werke und sicherte den Erfolg desselben durch ihren empfänglicheren Sinn. Wir haben wahrscheinlich nicht mehr die alten Sänger, aber gewiß auch nicht mehr die alten Zuhörer, und Homer selbst bezauberte schwerlich in unsern

Tagen wie in denen seines lebendigen Ruhmes ein ganzes Volk; einige Kenner vielleicht, wie auch jetzt, und möglicherweise, da ihm die Empfehlung eines dritthalbtausendjährigen Alters abgehen würde, nicht einmal die.

Betrachten wir sodann die einseitige Anwendung eines geistigen oder eines körperlichen Vermögens, nicht nur in ihren jedesmaligen Schwierigkeiten, sondern in ihren bleibenden Ergebnissen, in ihren Früchten und Folgen, so läßt sich das dem letztern gehörige größere Verdienst noch weniger erkennen. Auch der langsamste und mühseligste Fortschritt in einer vereinzelt sinnlichen Beziehung führt wenigstens nie auf einen Abweg. Die erworbene Kunstfertigkeit ist wie jedes Erzeugnis derselben für ihren Besitzer ein reiner Gewinn. Die Kräfte, die er verschwendete, hat er zugleich geübt, und er braucht nichts zu vergessen und nichts zu beseitigen, um zweckmäßig fortzusetzen, was er unzweckmäßig begann. Weit anders hingegen verhält sich's mit jenem einseitig ausgebildeten Seelenvermögen, dessen Künste der Mensch wie seine wenigen unvollkommenen Arbeitsgeräte anfangs allein zu benutzen versteht. Freilich schafft auch die Phantasie nicht immer nur Hindernisse auf seiner Bahn, und ihm ist vielmehr ihre Begleitung auf derselben wohl ebenso unentbehrlich als ihre Leitung verführerisch; erfüllt sie nur selten einen seiner Wünsche, so spiegelt sie ihm desto öfter Hoffnungen vor, die ihn manchem unbeabsichtigten Erfolge zulocken – den Stein der Weisen hat er nicht gefunden, aber eine Menge guter Dinge auf dem vermeintlichen Wege dahin –, und so sehr bedarf er, nach Buffons¹ treffender Bemerkung, eines eingebildeten Zweckes, ihm Beharrlichkeit in seinen Anstrengungen einzuflößen, daß er mit klaren Ansichten von dem jedesmaligen Bereiche seiner Kräfte sie schwerlich nur versuchen

¹ In seinem Discours sur la manière d'étudier et de traiter l'histoire naturelle. – Tant il est vrai, sagt er, qu'il faut un but imaginaire aux hommes, pour les soutenir dans leur travaux, et que s'ils étaient persuadés, qu'ils ne feront que ce qu'en effet ils peuvent faire, ils ne feroient rien du tout.

dürfte; aber auch zufällig erreicht unmöglich ein Ziel, wer schon in dem zufälligen Mittel eines erblickt, wer die Gerte, die das Roß treiben soll, zu seinem Steckenpferde macht. Jeder Versuch, mit Hilfe der Einbildungskraft und nur mit ihr die Aufgaben andrer Fähigkeiten zu lösen, erschwert nicht allein, sondern vereitelt auch den beabsichtigten Zweck; jeder Eingriff derselben in das Gebiet eines früheren Seelenvermögens ist ein Mißgriff, jede ihrer Schöpfungen im Kreise der Wirklichkeit eine Täuschung, und wenn der sinnliche Mensch, indem er die niedrigsten Stufen seiner Bildung überschreitet, was er an Besitztümern und Fähigkeiten unzweckmäßig erworben hat, nur besser anwenden lernt, so muß der geistige in derselben Lage, um weiter zu kommen, die seinigen erst aufgeben und verlernen. Daher jenes Mißverhältnis zwischen unserm äußern Fortschreiten, das uns immer neue Kräfte der Natur unterwirft und neue Wahrheiten enthüllt, und unsrer innern Ausbildung, die in einem unaufhörlichen Kampfe gegen die Herrschaft alter Vorurteile und Irrtümer besteht, zwischen immer neuen Erwerbungen im Reiche der Erscheinung und immer neuer Einbuße des vermeintlich Erworbenen in dem des Gedankens. Ist wirklich unsre Vernunft, wie Bayle irgendwo bemerkt, nicht eine gründende und bauende, sondern eine alles erschütternde und zerstörende Kraft, so ist sie es eben, so ist sie es wenigstens noch immer, weil überall der Dichtergeist ihr zuvorkam, weil sie den Raum zu ihren Werken sich erst erobern und reinigen muß. Wir sind auf unserm, wohl nur scheinbaren, aber in jedem Falle unvermeidlichen Rückwege, noch nicht bis zu dem Punkte gelangt, von dem aus der bessere Weg sich einschlagen läßt; allein wir nähern uns ihm, und jenes Verbannungsurteil, daß Plato in seinem eingebildeten Staate über den Dichter aussprach, vollstreckt in der wirklichen Welt allmählich aber unwiderruflich eine fortschreitende Civilisation.¹

1 Lange nachdem der obige Aufsatz geschrieben war, hatte der Verfasser desselben die Freude, den Gedanken, den er hier auszuführen sich bemühte, auch

Weit entfernt also, uns über die Rückschritte der Dichtkunst beklagen zu müssen, sollen wir uns vielmehr zu ihnen Glück wünschen. Wie oft auch bloße Fehler des Dichters und Folgen seiner geringeren Fähigkeit, sind sie doch weit öfter das Verdienst seiner Zeit; und je schwächer in irgend einem Fache die Wirkungen der Poesie, je allgemeiner die Unempfindlichkeit für eine gewisse Art von Dichtungen, desto gewisser, daß eben in diesem Fache dem geistigen Bedürfnisse, dem ursprünglich solche Dichtungen zu Hilfe kamen, irgend ein genügenderes Mittel Befriedigung gewährt.

Kein Heldengedicht macht ferner Glück. Wir überreden uns wohl noch, es zu bewundern, und wir bringen es zu Zeiten wirklich dahin, aber desto seltener *dahin*, es zu lesen. Das macht, wir bedürfen seiner nicht mehr, wir sind nicht länger einfältig und roh genug, um seiner zu bedürfen. Diese Dichtungsart, wie jede, um allgemeinere Teilnahme zu erregen, setzt Wahrheit, setzt Wahrheit ihrer Wunder, oder wenigstens den Glauben an dieselben voraus, und wie allmählich

von einem Manne angedeutet zu finden, dessen übereinstimmende Meinung ihn immer nicht wenig in der seinigen bestärkt. Hippel in seiner von ihm selbst aufgesetzten Jugendgeschichte, nachdem er der Veränderungen, die unsre Kirchen samt ihren Dienern, oder eigentlicher, Herren – um in einem höheren als dem bisherigen Sinn den Sitten förderlich zu sein – untergehen mußten, Erwähnung getan, fährt sodann fort: »Der Zeitpunkt, wo überhaupt dem Dichter Ehre und Verdienst gebührt, ist der, wenn die Nation anfängt aus der Barbarei herauszugehen, als wobei es, wie Herr Campe ganz recht sagt, ratsam ist, daß man die Wahrheiten der Philosophie mit dem Laternenglase der Poesie umgebe. Sobald ein Volk über die erste Periode der Aufklärung hinausgezogen, ist es, setzt er ebenso wahr hinzu, weder schwer (?) noch nützlich Gedichte zu machen. Ein jeder Kopf nehme sein eigenes Leben, und er wird finden, daß ganze Staaten wie einzelne Menschen aufgeklärt werden. Verstand kommt nicht vor Jahren. Wer nicht in seiner Jugend Verse gemacht hat, ist wenigstens kein Kopf. Ich habe von Kant Verse gelesen; quaeritur, ob Wolf welche gemacht?« Überhaupt ist der Mensch ein Mikrokosmos, und wie im Kleinen mit ihm, so ist es im Großen mit der Welt.«

S.F.T.G. von Hippels Biographie, zum Teil von ihm selbst verfaßt. Aus Schlichtegrolls Nekrolog besonders abgedruckt. S. 182 und 183.

* Gehörten Verse wirklich zu den unausbleiblichen Leistungen jedes Kopfes, – ohne Zweifel; denn dafür erkennt ihn jeder Unbefangene, wie sehr auch der frische Ruhm des Königsberger Weisen die Anhänger desselben für jedes ältere Verdienst erblinden ließ.

Anmerk. des Verfassers

der Wunderglaube sich aus der wirklichen Welt in die des religiösen Gefühles zurückzog, mußte jene dem epischen Dichter immer unfruchtbarer werden und endlich allen Stoff zu seinen Darstellungen verweigern. Auch sehen wir die letzten einigermaßen gelungenen Versuche dieser Art, wie den *Messias* oder das *Verlorne Paradies*, vielmehr an überirdische Hoffnungen als an irdische Taten, und nicht an den Ursprung der Völker, sondern an den ihres Glaubens geknüpft, oder doch wie im Befreiten Jerusalem die gefeierte Begebenheit, um wichtiger zu erscheinen, sich auf ein Ereignis aus dieser höheren Ordnung der Dinge beziehen, und auch in diesem Kreise das Reich der Phantasie und den Ruhm ihrer Schöpfungen in demselben Verhältnisse schwinden, als eine geläuterte Religion unsre Vernunft beschäftigt und unser Gewissen in Anspruch nimmt. Wo aber beide, Vernunft und sittliches Gefühl, schon zum vollen Bewußtsein erwachten, oder wenigstens erwachen dürfen, wo der Wunderglaube von jeher nur eine Tatsache war, und nicht einmal ein Lehrsatz geblieben ist, im Gebiete der wirklichen Welt und ihrer Veränderungen, gibt es schlechterdings weiter keinen Stoff, der sich zu etwas mehr als höchstens einer Erzählung in Versen, der sich zum Epos eignete. Die allgemeine Teilnahme, die ein solches Gedicht aufregte, der Stolz, mit dem ein ganzes Volk es wiederholte, sein gesetzgebendes Ansehen über Meinungen und Gesinnungen, alles gründete sich eben darauf, daß man es *nicht* für eine bloße Dichtung hielt, und von dem Augenblicke an, wo Sagen und Geschichte sich wenigstens im Begriffe unterschieden, war des Heldendichters Lied seinen Zuhörern so wenig länger die Offenbarung einer höhern Ordnung der Dinge als er sich selber das begeisterte Werkzeug einer höheren Macht. Die Wunder sind ausgegangen aus dem Boden, auf dem wir stehen, und von einem andern dahin verpflanzt, gedeihen sie nur noch zum Scherz. Das bloße Gelingen eines komischen Epos, in dem sie eben durch ihre Anspruchslosigkeit ihren Zweck erreichen, und weil sie nicht

für Wahrheit gehalten sein wollen, dem höchsten Wahrheits-
erfordernisse auch eines Dichterwerkes entsprechen, ist Be-
weises genug, daß es von nun an um das Gelingen jedes
ernsteren geschehen ist. Und um so besser! Um so besser, daß
der Mensch endlich Wahrheit verlangt, wo er sich mit Wun-
dern abfinden ließ, daß eine Tat, wie sie ehemals, um den
Beifall der Nachwelt zu gewinnen, nur von Dichtern gelobt
zu werden brauchte, fortan sich selber loben muß; um so bes-
ser, daß der Held fernerhin so selten vor der Nachwelt einer
ist als vor seinem Kammerdiener, daß kein poetischer Heili-
genschein fortan die riesenmäßige Selbstsucht eines Eroberers
verbergen oder vergöttern vermag! Es gereicht uns zur Ehre,
daß jede Borussias in unsern Tagen zu Wasser wurde, daß
der erste der Habsburger – dessen gemeinnützigeres Ver-
dienst, um anerkannt zu werden, der Übertreibung nicht be-
darf – in den Gesängen seines Dichters noch soviel »hörbare
Tränen« vor noch so vielen augendrehenden Marienbildern
ausweinen mag¹, ohne darum die Welt in Versuchung zu
führen, seine kluge Familienfürsorge für eine waltende Völ-
kervorsehung anzusehn. Es gereicht uns zur Ehre, daß die
sittliche Hoheit einer guten Tat uns nachgerade mit einer
ernsteren und innigeren Bewunderung erfüllt als aller Büh-
nenprunk einer sogenannten großen.

Was die Ilias dem ihrigen, ist einem späteren Zeitalter die
Geschichte. Wenn ein Thucydides geschrieben hat, singt wei-
ter kein Homer. Dem Heldendichter folgte der Geschicht-
schreiber, und daß er es tat, ist um so weniger zu verkennen,
je länger wir ihn in die Fußstapfen dieses Vorgängers treten
sehn. Jahrtausende hindurch beurkundet auch er in der Wahl
seiner Gegenstände wie in deren Behandlung das gesetzge-
bende Ansehen der Poesie. In der einen leitet auch ihn viel-
mehr der Glanz der Begebenheiten als ihre Wichtigkeit, bei
der andern unterstützt auch ihn in Ermangelung der Wahr-
heit eine schöpferische Phantasie. Kriege und Eroberungen,

¹ S. *Rudolph von Habsburg*, ein Epos von Johann Ladislaus Pyrker. Wien 1825.